

LESE
PROBE

Kevin Major

Roman

Caribou

Kevin Major

Kevin Major wurde 1949 in Stephenville auf Neufundland geboren. Einige seiner Werke wurden bereits verfilmt, fürs Theater bearbeitet und übersetzt. 1992 wurde er mit dem Vicky Metcalf Award ausgezeichnet. Mit seiner Frau und seinem Hund lebt Major in St. John's, im Osten von Kanada.

© Victoria Wells



*Nach einem historischen Ereignis***Erstes Kapitel**

Das Ritterkreuz war eigentlich immer das Ende der Fahnenstange. Darüber hinaus gab es absolut nichts, das unsere Fantasie hätte beflügeln können.

20 000 Bruttoregistertonnen. Sechs Schiffe versenkt. Nicht der Rede wert. Ich war nicht der Kriegsmarine beigetreten, um in die Geschichtsbücher einzugehen. Es war schon Ruhm genug, überhaupt zu den Auserwählten zu zählen.

Dessen waren wir uns bereits als Schuljungen bewusst, als wir erstmals unser Gymnasium betraten. Für jeden Jungen, der diese Schwelle überqueren durfte, gab es neun Kandidaten, die auf weniger renommierte Schulen abgeschoben wurden. Als wir endlich auf dem Dänholm unser Quartier bezogen, waren die Erwartungen entsprechend hoch.

Es gibt einen Schnappschuss unserer verschworenen Crew aus dem Jahre 1935: freie Oberkörper, völlig verschwitzt, Arm in Arm. Wir waren 19 Jahre alt – und obwohl uns Unteroffizier Jodeit den ganzen Tag mit seinem barbarischen Drill über den Platz gejagt hatte, konnte er uns das Lachen auf den Lippen nicht nehmen. Es gibt keinen Offizier, der sei-

nen Schleifer je vergisst – selbst wenn er dessen Dienstgrad längst hinter sich gelassen hat.

Ich hatte seinen Sarkasmus schon zur Genüge kennengelernt, als Jodeit – an unserem dritten Tag in der Kaserne – zufällig meinen Zeichenblock zu Gesicht bekam. Ich hätte mich ohrfeigen können, als er eine Ecke des Blocks unter meiner Decke entdeckte, ihn herauszog, sich auf die Bettkante setzte und ein Blatt nach dem anderen begutachtete.

„Ein Künstler, Matrose Gräf? Ein Meister der Bleistift-Skizze?“

„Nicht mehr als ein Hobby, Herr Unteroffizier.“

Er fand offensichtlich Gefallen daran, mich vor versammelter Mannschaft vorzuführen. „Sie sind zu bescheiden, Matrose Gräf.“ Er riss eine Seite heraus. Die Zeichnung – eine Flussbiegung an der Elbe – war eine meiner besten, aber noch unvollendet. „Wird sich sehr gut in meinem Zimmer machen. Ich war schon immer ein Freund von allen nur erdenklichen Gewässern. Stilistisch ein wenig zu wild für meinen Geschmack, aber ich werde die Ungeduld in Ihrer Strichführung wohlwollend übersehen – zumal sie sich ja anscheinend in all Ihren Arbeiten niederschlägt.“

Ich ließ mich zu keiner Reaktion hinreißen, sondern lächelte nur. Er klappte das Skizzenbuch vorsichtig zu und schob es wieder unter die Decke.

„Ab sofort haben wir beide ein kleines Geheimnis, Matrose Gräf: Jedes Mal, wenn Sie einen Stift in die Hand nehmen, werden Sie an das Bild denken, das fortan über meinem Bett hängt. Es wird Ihnen helfen, ein besserer Künstler zu werden. Verstanden?“ Er grinste.

„Jawohl, Herr Unteroffizier.“

Bevor er unsere Baracke verließ – alle Mann mit versteinertem Gesicht strammgestanden, die rechte Hand zum Salut erhoben – wedelte er mit der Zeichnung über seinem Kopf. „Meine Herren, Sie haben einen Künstler in Ihren Reihen. Einen kleinen Caspar David Friedrich! Vielleicht wird er ja auch Porträts malen, meine Herren. Vielleicht fordert er Sie dazu auf, für sein Skizzenbuch nackt zu posieren. Passen Sie auf, meine Herren, dass er Ihnen nichts abguckt.“

Und damit drehte er sich um und verschwand. Ich blieb zurück mit meinen johlenden Kameraden, die gar nicht mehr aufhören wollten, mich nach Herzenslust aufzuziehen.

Irgendwann aber verstummte dann auch der letzte Lacher. Jeder von uns hatte seinen eigenen Grund, Jodeit ins Pfefferland zu wünschen – und viele von ihnen waren berechtigter als meiner. Ich selbst war mit einer stattlichen Größe gesegnet und obendrein in bester körperlicher Verfassung, doch für diejenigen, die von der Natur nicht so großzügig bedacht worden waren, hatte *Herr Unteroffizier* ein ganzes Arsenal

wüster Beschimpfungen auf Lager. Doch selbst wenn er einigen meiner Kameraden das Leben zur Hölle machte, schaffte er es nie, unser kollektives Rückgrat zu brechen. Gemeinsam entwickelten wir einen eisernen Willen – selbst wenn wir in den wenigen Minuten, die uns vor dem Schlafengehen blieben, nur noch unsere geschundenen Knochen spürten. Ein junger Kerl, der wegen seiner Skizzen durch den Kakao gezogen wird, kann sich nicht wirklich beim Schicksal beklagen.

Besagtes Skizzenbuch war allerdings auch mein Rettungsanker auf dem Dänholm – ungeachtet der Tatsache, dass ich nur selten zum Zeichnen kam. Doch es gab Momente, etwa, wenn wir durch Dünen robbten, das Maschinengewehr bleischwer in den Händen, in denen mir unweigerlich die Bilder von Otto Dix durch den Kopf gingen.

Sicher, die grotesken Kriegsbilder, die Dix malte, hatten andere, drastischere Sujets als einen Soldaten in der Grundausbildung. Und abgesehen davon war er zu diesem Zeitpunkt ohnehin aus der Öffentlichkeit verbannt worden: Das Reich hatte ihm das Etikett „Entartete Kunst“ verpasst und ihn so jeder Publizität beraubt. Dabei hatte ich zwei Jahre zuvor noch seine Bilder im Neuen Rathaus in Dresden bewundert – und die von Dutzenden vergleichbarer Maler auch. Einer von ihnen war übrigens Wilhelm Lachnit, bei dem ich selbst das Zeichnen gelernt hatte. Der Oberbürgermeister, als über-

zeugtes Parteimitglied bereits an seiner Uniform erkennbar, war durchs Rathaus paradiert und hatte seine Meinung zu den ausgestellten Gemälden zum Besten gegeben. Dass sich staatliche Instanzen zum Schiedsrichter über künstlerische Verdienste aufzuschwingen versuchten, sollte leider Gottes schon bald auf der Tagesordnung stehen.

Noch tiefere Spuren als Dix hatte bei mir allerdings Franz Marc hinterlassen. Es gab Zeiten, in denen ich nach der unbändigen Wildheit seiner Tiere, nach der Brillanz seiner Farben geradezu verrückt war. „Blau ist das männliche Prinzip“, schrieb er einmal, „herb und geistig.“ Er musste das Blau des Meeres gemeint haben. Das redete ich mir jedenfalls immer ein.

Warum trieb ich mich eigentlich beim Militär herum, wenn mein Herz noch immer für die Kunstakademie schlug? Nun, es war eben nur ein Teil meines Herzens – und nicht mehr unbedingt der wichtigste. Andere Faktoren hatten seinen Platz eingenommen: die körperliche Fitness, die Rivalität unter den Kameraden – und nicht zuletzt eben auch der Glaube an den heldenhaften Kampf der Kriegsmarine.

Ein Mann ist erst ein Mann, wenn er die unterschiedlichsten Qualitäten in sich vereint.



Sie hatte auf viele Namen gehört, vorwiegend aber auf Bride. Sinnigerweise war sie nie verheiratet gewesen und wird es – mit inzwischen 61 – vermutlich auch nie mehr sein. Was sie aber keineswegs bedauert. Nach dem, was Bride in ihrem Leben über Männer gelernt hat, schätzt sie sich glücklich, dass es nie zu einer engeren Bindung gekommen war.

Da gab's Gerald, mit dem sie's eine Weile versucht hatte. Und sie hatten eine wirklich gute Zeit miteinander verbracht. Gerald hatte fraglos Qualitäten gehabt – und es gab Nächte, in denen sie sich noch immer nach der schieren Nacktheit seines Körpers und seinem ansteckenden Lachen am Frühstückstisch sehnte. Aber am Ende des Tages *passte es einfach nicht zusammen*, wie man so schön sagt.

Inzwischen hat sie das seltene Glück, dem Mann ihrer Träume zehn Mal täglich über den Weg zu laufen: Kanadier, Amerikaner, Briten, Neufundländer – schnittige Kerle allesamt, oft uniformiert und garantiert auch mit körperlichen Vorzügen ausgestattet, die sie sich im Detail lieber nicht vorstellen will. Einige sind so jung und stehen sexuell so unter Strom, dass sie den faktischen Altersunterschied als unüberbrückbares Hindernis empfindet. Aber, wie sie schon vor geraumer Zeit erkannte: besser das als gar nichts. Es hält ihren Kopf frisch. Und daran gibt es nicht den Hauch eines Zweifels.

Miss Fitzpatrick nennt er sie.

Keine Frage: Der junge Mann ist auf einer verzweifelten Suche, doch sie könnte das Ziel seiner Suche beim besten Willen nicht mit Worten benennen. Die Uniform, die er trägt, ist in diesem Fall die Kluft eines Schiffskellners – was seinen Chancen bei der Damenwelt natürlich nicht gerade zuträglich ist. Es gibt durchaus junge und hübsche Damen an Bord der *Caribou*, doch an einen Steward werden sie ihr Herz nicht verlieren wollen.

Sie ruft ihn Johnny, auch wenn er *John* bevorzugt hätte.

John hat seinen eigenen Kopf. Bride machte zum ersten Mal diese Erfahrung, als sie ihn vor Jahren kennenlernte. Er war ein grüner Junge aus Neufundland, hatte sich aber partout in den Kopf gesetzt, sein Glück in New York zu versuchen. Als sich die anderen Passagiere in ihre nächtlichen Quartiere verzogen hatten, knöpfte sie sich den Möchtegern-Weltenbummler vor und redete Tacheles mit ihm. Da sie zehn Jahre Manhattan auf dem Buckel hatte, fühlte sie sich dazu durchaus berufen.

Der Stiefvater des jungen Mannes hatte Neufundland verlassen, um die Stahlgerippe der New Yorker Wolkenkratzer zusammenzuschweißen. Auch am Empire State Building habe er angeblich mitgewirkt. Insofern war der junge Mann gar nicht so unvorbereitet, wie sie anfangs befürchtet hatte.

Was aber nichts daran änderte, dass er noch grün hinter den Ohren war und dringend auf das Leben in New York vorbereitet werden musste.

Dann, acht Monate später, kreuzte John Gilbert erneut ihren Weg. Er hatte mit New York abgeschlossen und befand sich auf der Heimfahrt nach St. Anthony. Sie war auch nicht überrascht, als sie im nächsten Jahr einen Brief von ihm bekam: Ob sie ihm vielleicht dabei helfen könne, einen Job auf der *Caribou* zu bekommen. John hatte einfach Hummeln im Hintern. Und hat sie heute noch.

Doch er wartet geduldig, bis sie ihm ihre Aufmerksamkeit schenkt. „Die Stricklands wollen eine größere Kabine.“

„Es gibt aber keine freien Kabinen mehr.“

Bride schaut ihm nach, als er sich umdreht und den Trepenschacht hinuntergeht. Manchmal möchte sie nicht ausschließen, dass er es eines Tages zum Chefsteward schafft. Das Potenzial ist vorhanden, aber zunächst sollte er besser noch kleine Brötchen backen und sich die nötige Reife aneignen. Er tut sich immer noch schwer damit, Befehle von Frauen befolgen zu müssen. Was natürlich auf die Mehrzahl der männlichen Kameraden zutrifft – und Bride nicht im Geringsten aus dem Gleichgewicht bringt. So was braucht seine Zeit. Früher oder später müssen sie aber alle dadurch. Ohne Ausnahme.

Die gleiche Erfahrung hatte sie bereits in Manhattan gemacht. Die jungen Schlaumeier, die sich über sie lustig gemacht hatten, waren felsenfest davon überzeugt, die kompetentere Alternative zu sein. Sie sollten eines Besseren belehrt werden. Entweder sie lernten, was Sache war – oder aber sie durften wieder die Bürgersteige fegen. Sie hatte ihre Position im Waldorf Astoria schließlich nicht ohne Grund bekommen. Sie wusste, was getan werden musste, sorgte dafür, dass es getan wurde – und war erst zufrieden, wenn sich der Gast mit einem Lächeln bedankte.

Warum ließ sie all das nach zehn Jahren zurück? Wenn sie morgens zur Arbeit ging, kam sie am Empire State Building vorbei – und stellte jeden Tag aufs Neue fest, dass sie ein derartiges Weltwunder in Neufundland nicht so schnell sehen würde. Sie blickte andächtig hoch, fixierte die Nadel auf der Spitze – und schaute sich dann das Gewimmel der Passanten auf dem Bürgersteig an. Was ist es bloß, fragte sie sich, das eine Person an einen spezifischen Ort fesselt?

Familie? In ihrem Fall Fehlanzeige. Die Kicks einer Großstadt? Sicher, davon gab's in New York jede Menge, aber nach einer gewissen Zeit wurde eigentlich jeder Reiz fad. Für sie, das wurde ihr im Laufe der Jahre immer klarer, war die Heimat der Magnet. Sie sehnte sich nach allem, das sie irgendwie mit der Heimat in Verbindung bringen konnte. Und

aus genau diesem Grunde freute sie sich auf die *Caribou* und ihre Arbeit an Bord. Jedes Mal, wenn die Fähre in Nova Scotia ablegte, war sie auf dem Weg in die Heimat. Und gab es einen größeren Kick, als mit einem Haufen von Soldaten und Matrosen am Piano zu stehen, gemeinsam zu singen oder zu tanzen?

Ja, es gab einen: Piloten!

Auch ein Pfeife rauchender Kapitän sollte seinem Laster tunlichst auf offenem Deck nachgehen. Selbst im Winter. Obwohl, es ist noch nicht einmal richtig Winter. Es ist eine Oktobernacht, die Ben Taverner auf dem öden schwarzen Deck des Schiffs verbringt, dessen Geschicke ihm nun seit 14 Jahren anvertraut sind.

Der Mond taucht das Deck in fahles, seidig schimmerndes Licht. Taverner umfasst mit einer Hand die eiserne Reling und zieht mit der anderen an seiner betagten Rosenholz-Pfeife. Er tut das in zeitlichen Abständen, die er im Lauf der Jahre verinnerlicht hat: Einerseits sollten keine Funken die Pfeife verlassen, andererseits die Glut nicht verlöschen. Heute Nacht aber hat der Tabak den Dienst quittiert – und kein noch so hektisches Paffen bringt ihn wieder zum Glühen.

„Captain. Sir.“ Es ist eine jenseitige, geisterhafte Stimme, die seine Bemühungen unterbricht.

In den Worten schwingt eine Distanziertheit mit, die Taverner irritiert – auch wenn er dieses Gefühl nie mit dem dritten Offizier teilen würde, der zufällig auch sein leiblicher Sohn ist. Taverner antwortet mit der schlichten Nennung seines Namens: „Harold.“

Schritt für Schritt löst sich Harold aus der alles verschlingenden Dunkelheit. Sein Gesicht, von einer Mütze halb verdeckt, schiebt sich zuletzt ins fahle Mondlicht. In seinem Blick ist eine demonstrative, seinem Vater nur allzu gut bekannte Verschlossenheit, die das Gefühl der Fremdheit nur noch verstärkt. Für einen Moment sieht er älter aus, als er ist – älter auch als sein Bruder Stanley, der ebenfalls zur Mannschaft zählt. Harold ist 24. Taverner geht nicht davon aus, dass sein Sohn an seinen Gedankengängen interessiert ist, will sie aber trotzdem ausgesprochen wissen.

„Die *Caribou* hat sich schon viel zu lange auf die Gunst des Schicksals verlassen.“

„Die Deutschen haben auch die *Waterton* versenkt – und nicht eine Person kam ums Leben. Die *Vision* hat sie alle an Bord genommen.“

Harold hatte recht. Was aber vor allem der Tatsache geschuldet war, dass sich der Vorfall am Tage ereignete. In völliger Dunkelheit wäre es mit Sicherheit nicht so glimpflich verlaufen.

Der Kapitän zeigt selten Gefühle, selbst in dieser Situation nicht. Nur seine engsten Freunde haben eine emotionale Reaktion von ihm erlebt. Die meisten Mitglieder der Mannschaft sehen in ihm einen unbiegsamen, unerschütterlichen Mann, der in allen Situationen absolute Ruhe bewahrt.

Harold indes wurde bereits mehrfach Zeuge, wie die Fassade zu bröckeln begann. Er hat obendrein gelernt, den Zeitpunkt der Implosion vorauszusagen – und, bis zu einem gewissen Grad, sogar zu schätzen.

Seit einigen Monaten hat es Ben Taverner standhaft abgelehnt, sich die Perspektive seines Sohnes anzueignen. Harold ist felsenfest davon überzeugt, dass die Kanadier mit der *Waterton* nur auf dem falschen Fuß erwischt wurden – und nun alles nur Erdenkliche tun, um einen weiteren Zwischenfall zu vermeiden.

Doch auf den Mann, der die Gewässer der Cabotstraße besser kennt als jeder andere, wollen sie natürlich nicht hören. Sicher, die *S.S. Caribou* ist ein ziviles Passagierschiff, aber über die Hälfte der 191 Passagiere sind Soldaten, die nach dem Heimaturlaub zurück an ihre Stützpunkte in Neufundland fahren. Und Taverner hat nicht den leisesten Zweifel, dass der deutsche Geheimdienst bestens darüber informiert ist.

Harold hingegen ist überzeugt, dass sich *die Pickelhauben* für kleine Pötte wie die *Caribou* überhaupt nicht interessieren.

Taverner schaut seinen Sohn an und sieht eine Ignoranz am Werk, die umso verbissener wird, je weiter sie sich von der Realität entfernt. Ihn mit Argumenten erreichen zu wollen, ist völlig sinnlos geworden.

Für einige Monate hatte Harold auf einem Frachtschiff gearbeitet, das auf den Great Lakes verkehrte und einige Kanadier beschäftigte. Er könnte sich Besseres vorstellen, als an Bord der *Caribou* sein Leben zu fristen. Taverner versteht ihn nicht. Wenn einem auf dem Silbertablett die Chance präsentiert wird, sich zum Kapitän hochzuarbeiten, würde doch jeder normale Mensch sofort zuschlagen.

Wenn Taverner eines Tages in den Ruhestand geht, wird Stanley die Chance mit Kusshand ergreifen. Er rechnet vermutlich sogar fest damit. Und doch ist es Harold, der den Verstand und das natürliche Verständnis für die See hat – mehr als genug jedenfalls, um jedes Schiff sicher über die sieben Meere zu steuern. Taverner hat ihm das oft genug versichert. Er wäre der nächste Käpt'n Taverner.

Warum sollte ein Sohn nicht stolz darauf sein?

Das Schiff tuckert im Dunkel der Nacht unbeirrt voran, eingehüllt in schwarzen Ruß und Rauch. Nur das Mondlicht hat für seine Diskretion kein Verständnis.



Jede Faser meines Körpers wartete ungeduldig auf den Tag, an dem wir die feldgrauen Uniformen gegen das Blau der Marine eintauschen konnten. Man gab uns sogar einen Tag frei, um unsere neue Montur in der Öffentlichkeit auszuführen. Die Mädels in Stralsund jedenfalls waren begeistert. Sie kamen uns auf den vereisten Einfahrten ihrer Häuser entgegenschlittert und strahlten übers ganze Gesicht. Zum ersten Mal merkten wir, dass Kleider Leute machen – Uniformen aber noch mehr.

Im Anschluss ging's hinaus auf die Ostsee, drei Monate lang auf der *Gorch Fock* – dem Segelschulschiff der Marine, das an guten Tagen auf eine Segelfläche von fast 2000 Quadratmetern kam. Es ist ein absolut wundervolles Boot – auch wenn man sich natürlich keinen größeren Kontrast zu einem U-Boot vorstellen kann.

Aber ... wir waren ja noch keine U-Boot-Fahrer, sondern erst Kadetten, die ihre nautischen Kenntnisse verzweifelt unter Beweis stellen wollten. Wir enterten die Rah und kletterten auf die Webleinen – lautstark angetrieben von Oberbootsmann Kühn. Wir waren Matrosen ganz unten auf der Karriereleiter – zu Tode getriezt von sadistischen Feldwebeln, die in uns nur den Schmutz unter ihren Stiefeln sahen. Wer für einen Tag abgestellt wurde, die Unteroffiziers-Quartiere zu säubern, hatte ebenso wenig zu lachen. „Sie sind sich wohl

zu fein fürs Putzen, Gräf?", wurde man gleich zu Anfang angeschnauzt. Ihre Räumlichkeiten stanken nach Schweiß, Bier und kaltem Zigarettenqualm. *Jan Maat* war wohl die Marke ihrer Wahl. Selbst meine Freunde und ich rauchten besseren Stoff.

Ein Unteroffizier, nur mit Unterhose bekleidet, fiel betrunken aus seiner Hängematte. Als er neben mir landete, ließ er seinen Gasen freien Lauf. „Und wir dachten immer, dass Kadetten den Duft von Scheiße besonders mögen“, pöbelte er unter lautstarkem Gelächter.

Ich sagte nichts und ließ sie lachen.

Wir waren uns sicher, dass wir sie überleben würden. In einigen Nächten trafen wir uns heimlich am Sicherheitsnetz unter dem Klüverbaum. Es war der Ort, an dem ich auch Teddy Suhren kennenlernte – den Tausendsassa und künftigen Liebling der Nation. Und nach dem, was ich damals sah, kann ich nur bestätigen, dass er nicht zufällig der strahlende Held wurde. Auch er zog über die Unteroffiziere mächtig her, doch das taten wir schließlich alle. Suhren aber war ein echter Teufelskerl, der vor nichts zurückschreckte. Die Partei kam jedenfalls zu dem folgerichtigen Schluss, dass man einen Teufelskerl, der obendrein clever war und vom Glück beschenkt, als Aushängeschild fürs Reich gut gebrauchen konnte.

Suhren hatte eine ganz eigene Vorstellung vom täglichen

Überlebenskampf – und machte damit auf mich schweren Eindruck. Wenn der Bug des Schiffes durch den phosphoreszierenden Schaum der Wellen schnitt, saßen wir dort in der Dunkelheit und lauschten still den Urgewalten der Natur – so wie es Seeleute seit Jahrhunderten getan hatten. Doch irgendwann durchbrach Suhren die Stille und knarzte die Worte Gorch Focks heraus, des dichtenden Seemanns aus Hamburg, dessen Name unser Schiff zierte.

*Dicke Berta heet ik,
Tweeunveertig meet ik!
Wat ik kann, dat week it!
Söben Milen scheet ik ...*

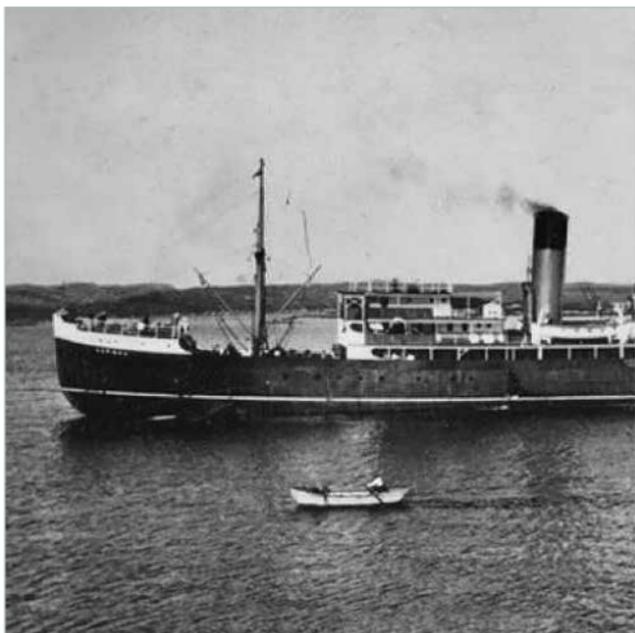
Der Rest unserer Truppe stimmte mit ein. Natürlich konnten wir alle die frechen Verse über die Dicke Berta, unsere gewaltige Haubitze. Unsere dröhnenden Stimmen klangen dabei wie ein basslastiger Unterwasserchor, doch unser Gelächter am Ende war glasklar und kam von ganzem Herzen.

Fock wusste natürlich nicht, dass dieser wundervolle Windjammer einmal nach ihm benannt werden sollte. Er kam 1916 bei der Skagerrakschlacht ums Leben. Wir ließen es uns nicht nehmen, auf unserer Reise sein Grab zu besuchen. Wenn im Folgenden Zweifel an meiner Mission durchschim-

mern sollten, so möchte ich dieses Missverständnis gleich im Keim ersticken: In der Kriegsmarine gibt's keinen Platz für Zweifler. Meine Untergebenen vertrauen mir ohne Wenn und Aber. Ihr Leben liegt in meiner Hand – oder genauer gesagt: in den Händen all jener Männer, die einen einmal erteilten Befehl auch adäquat umzusetzen versuchen. Es ist eine eiserne Kette von Händen, die ineinandergreifen – und dabei vollstes Vertrauen in die Entscheidungen jener haben, die am Anfang dieser Kette stehen.

Admiral Dönitz genießt das Vertrauen von ausnahmslos allen Kapitänen. Und da U-Boote in seiner besonderen Gunst stehen, wird er von ihren Besatzungen geradezu abgöttisch verehrt. „Der Löwe“ ließ es sich natürlich nicht nehmen, *U 69* und seine bärtige, sonnengegerbte Truppe persönlich zu begrüßen, als wir am 25. Juni 1942 wieder in St. Nazaire einliefen. Der Trip in die Karibik war meine Jungfernfahrt als Kommandant gewesen. Wir hatten vier Schiffe mit insgesamt 12 000 BRT versenkt – kleine Fische, aber mit Sicherheit groß genug, um meine Qualifikation zu bestätigen. Für meine zweite Mission hatte der Admiral – genau wie ich auch – jedenfalls Größeres im Sinn.

...



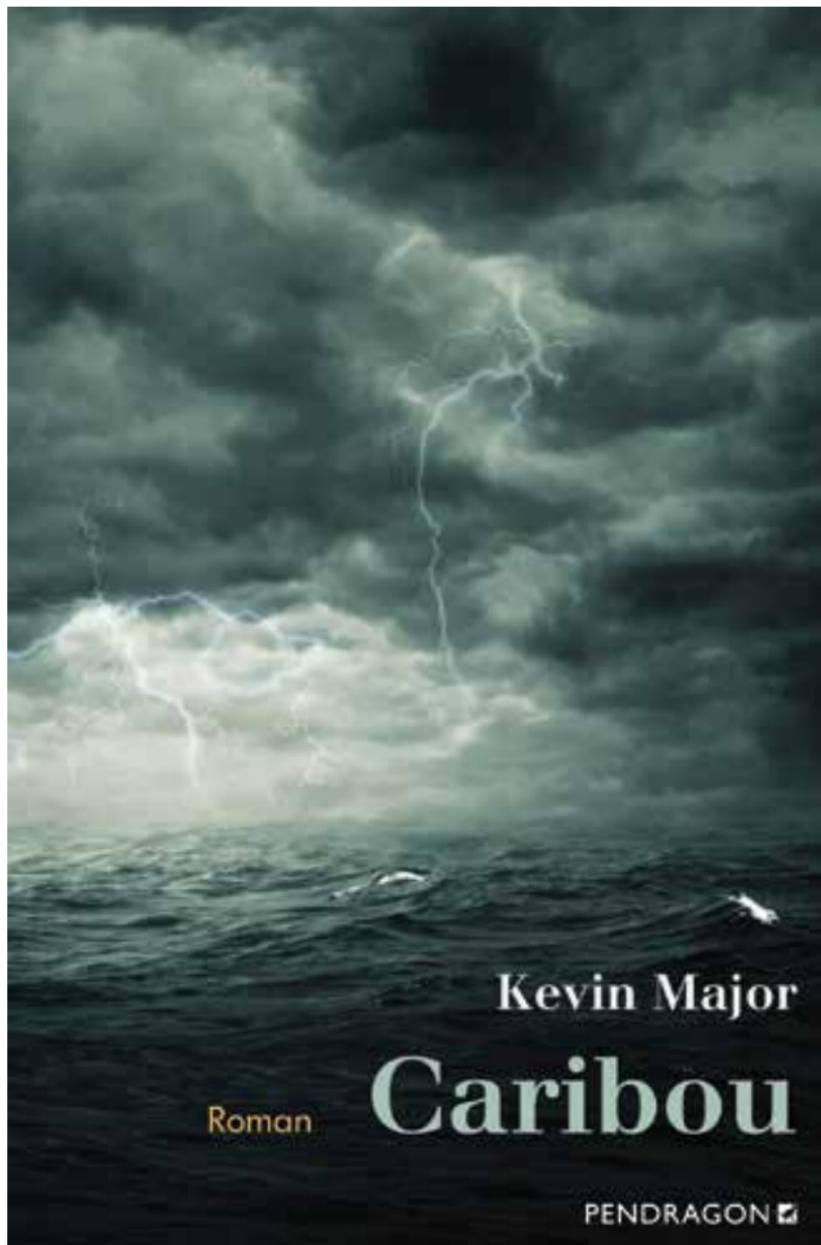
Fähre Caribou © Maritime History Archive



U 69 © Deutsches U-Boot-Museum, Cuxhaven-Altenbruch



Fähre Caribou © Maritime History Archive



Roman

Kevin Major

Caribou

PENDRAGON 

Neufundland im Oktober 1942: Als die Caribou ihren Hafen verlässt, ahnen weder Passagiere noch Mannschaft, dass sie nur wenige Stunden später von einem deutschen U-Boot angegriffen werden. An Bord von U 69 hat der junge und ehrgeizige Offizier Ulrich Gräf das Kommando. Trotz aller Gefahren hofft er darauf, unbeschadet zu seiner großen Liebe Elise zurückkehren zu können. Währenddessen träumt auf der Caribou der draufgängerische Steward John Gilbert von einem abenteuerlichen Leben. Jäh aus ihren Hoffnungen gerissen, müssen die beiden Männer in der tosenden See ums Überleben kämpfen.

Kevin Major zeichnet ein lebendiges Bild der menschlichen Tragödien während der Schlacht im Atlantik. Er verleiht den Menschen ein Gesicht und eine Geschichte, ohne in ein simples Täter-Opfer-Schema zu fallen.

Kevin Major | **Caribou** | *Roman*

DEUTSCHE ERSTAUSGABE | Übersetzt von Bernd Gockel

Gebunden | mit Schutzumschlag und Lesebändchen

344 Seiten | Euro 24,00 | 978-3-86532-683-6

Nach einem historischen Ereignis

Im Oktober 1942 wird die Fähre *Caribou* auf dem Atlantik durch *U 69* versenkt. Nur selten bekommt man einen derart mitreißenden Einblick in die menschlichen Empfindungen während und nach einer solchen Katastrophe. Kevin Major schafft es eindrucksvoll, aus diesem historischen Ereignis einen packenden Roman zu machen.

Kevin Major | *Caribou* | Deutsche Erstausgabe



PENDRAGON

Pendragon Verlag

Günther Butkus

Stapenhorststraße 15

D 33615 Bielefeld

Tel. 05 21 696 89

kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de